

**Universitäts- und Landesbibliothek Bonn**

**Richard Rothe und seine Freunde**

**Hausrath, Adolf**

**Berlin, 1906**

XXII. Letzte Kämpfe 1866-1867

**urn:nbn:de:hbz:5:1-26062**

## Letzte Kämpfe

1866—1867

Der preussische Feldzug von 1866 war einer von denen, die die Welt lehrten, daß Krieg nicht immer nur ein Unglück und eine Barbarei ist, sondern daß er zuweilen auch als wohlthätiger Wesen lang aufgehäuften Kehrlicht auslegt und unwahren und unhaltbar gewordenen Zuständen ein Ende macht. Der letzte Rückhalt der reactionären Partei war auch in Baden der Kaiserstaat, der doch selbst keinen Halt und Boden mehr hatte, aber in den Kleinstaaten alles stützte und förderte, was dem Fortschritt und der Freiheit widerstrebte. Mit Oestreich war die Partei in Baden geschlagen, die das Concordat geschlossen hatte und alles haßte, was die neue Aera gebracht. Nur unter Oestreichs Auspicien konnte an die Wiederkehr eines Regiments à la Wechmar, Meysenbug, Stengel, Uria und dergleichen gedacht werden; jetzt war das für immer vorbei. In so fern hatte die Lage in Baden ein anderes Gesicht. Ueber den Krieg selbst war Heidelberg sehr glimpflich hinweggekommen. „Aeußere Noth,“ schrieb Nothe seiner Nichte Gebler\*), „hat uns der Krieg nur wenig gebracht. Er hat nur einen ganz kleinen Streifen unseres Landes berührt und wir in Heidelberg haben von ihm nichts zu sehen bekommen als mäßige Einquartierung, wie wir denn auch jetzt während des Waffenstillstands solche haben. Von den Wirren und Streitigkeiten, die Baden besonders bewegt haben sollen, wissen wir glücklicher Weise hier zu Lande nichts; es müßte denn der ungeschlachte Lärm sein, den unsere paar Ultramontanen und Radicalen unisono in ein paar obskuren Blättlein zu ihrem Privatvergnügen machen; denn alle andern lachen nur darüber. Peinlich war nur der großen Mehrzahl der Bevölkerung, sowie der Regierung selbst, und vor allem unserm edlen Großherzoge die Stellung, die bei dem Ausbruch des unseligen Bruderkriegs Baden nothgedrungen einnehmen mußte. Mit Ausnahme des vorhin genannten kleinen Häufleins waren in unserm Lande die Sympathieen für

\*) Brief vom 17. August 1866.

Oesterreich sehr dünn gesät, freilich muß ich hinzufügen, damals auch für Preußen und das ging natürlich genug zu, aber bei der geographischen Lage desselben war es eine physische Nothwendigkeit, daß wir unser Contingent zum achten Bundesarmeecorps stellten. Unsere Truppen gingen unlustig genug in den Kampf gegen Deutsche, haben aber nichts desto weniger ihre Pflicht gethan. Hätten wir uns für Preußen erklärt, so wäre die Folge gewesen, daß am nächsten Morgen unser Ländchen von den leidenschaftlich österreichisch gesinnten Nachbarn, den Württembergern, den Bayern und den Hessendarmstädtern besetzt worden wäre. Jetzt wünschen wir nichts mehr und unsere Regierung erstrebt nichts eifriger, als das Scheitern des unglücklichen Südbundprojects und unsern Anschluß an den großen Bund unter Preußens Führung; wir sehen aber wohl ein, daß daraus, wegen des Mannes an der Seine, zunächst nichts werden wird und daß wir uns mit unsern Wünschen bis auf spätere Zeiten werden gedulden müssen.“ Regt sich bei der Erinnerung an die großen Waffenthaten seiner Preußen in Rothe ein patriotischer Stolz, so will er doch kein Hehl machen aus seinem Schmerz über diejenige Politik, welche die Gelegenheit zu ihnen herbeigeführt habe und die er auch jetzt nicht loben, billigen, geschweige bewundern könne. Er selbst hat für seine Lebenszwecke sich in den alten Zuständen nicht schlecht befunden, und er fürchtet, die neuen werden vieles bringen, was seiner Individualität wenig zusagt. „Denn daß Deutschland und deutsche Art von nun an einen wesentlich andern Charakter annehmen wird, das scheint mir klar, denn, mit Vergunst, eigentlich Deutsche, so daß Ihr Euch zuerst als Deutsche empfindet und dann als Preußen, seid Ihr nicht und nie gewesen. Mit Eurem Schwarz-Weiß wird eben von nun an ganz Deutschland, wenn auch im Süden nur sehr langsam, coloriert werden und eben dadurch, daß es diese preussische Art in sich aufnimmt, wird es politisch groß werden und ohne Frage weit tüchtiger. Davon kann man aufrichtig überzeugt sein und doch für seine Person, wenn man so ganz süddeutsch organisiert ist wie Dein alter Onkel, das Gefühl haben, daß man in das neue Deutschland schlecht passen wird.“ Was er fürchtete, war eben das, was vielen Süddeutschen die Freude an den preussischen Siegen verbitterte, die Aussicht, es möchte die Partei, die noch eben in der Organisation der Protestbewegung gegen Schenklen den Bund zwischen Junkerthum und Pfaffen-  
thum in seiner ganzen Häßlichkeit an's Licht gestellt hatte, nun mit preussischer Hilfe auch in Baden obenauf kommen. Gegen diese Allianz empfand auch Rothe einen herzlichen Abscheu, aber seiner nationalen Gesinnung that das keinen Abbruch. Während Gervinus grimmig erklärte, so weit habe uns diese Bismarck'sche Politik gebracht, daß wir in Louis Napoleon nunmehr den rettenden Gustav Adolf sehen müßten, war Rothe voll bester Zuversicht. „Daß auch ich lebhaft wünsche,“ schreibt er am 18. März 1867 an Münß,

„daß wir verlorenen Söhne des Südens möglichst bald in das allgemeine Vaterhaus im Norden mit aufgenommen werden mögen, wenn auch nicht in einer allzu gebundenen Form, das brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen. Und Gottlob, es ist ja Aussicht dazu da.“

Die Ausschaltung des österreichischen Einflusses war ein den Liberalen unzweifelhaft günstiges Ereigniß. Anderseits hatte der Krieg aber die Partei des Protestantenvereins in Großdeutsche und Kleindeutsche gespalten und aus alten Freunden waren bittere Gegner geworden. Wie jedermann in Süddeutschland hielten Rothe und Schenkel Bismarck für einen Junker, dem die Förderung der konservativen Parteiinteressen der leitende Gesichtspunkt seiner Politik sei. Auch Bluntschli stand anfänglich auf diesem Standpunkte, bis er sich überzeugte, daß es dem preußischen Staatsmann doch um größere nationale Ziele zu thun sei. In seine Memoiren schrieb er: „Es ist in dem antediluvianischen Manne eine seltsame Verbindung von lauterster Offenheit und tiefster Verschlagenheit. Er muß die Diplomaten fürchterlich angelogen haben.“ Der Streit über Bismarck wurde zwischen den beiden Schweizern, Schenkel und Bluntschli, urkräftig geführt, so daß Ausdrücke wie „Affenpolitik“ und „Ochsenpolitik“ herüber und hinüber flogen. In Folge dieser gereizten Stimmung entbrannte unmittelbar nach dem Friedensschlusse eine recht überflüssige Zeitungsfehde, in der die preußisch Gesinnten mit den Großdeutschen über ihre beiderseitigen politischen Sünden mit einander abrechneten. Der Wunsch, Schenkels großdeutsche Stellungnahme zu benützen, um überhaupt von ihm abzurücken, mochte bei manchen Theilnehmern im Hintergrunde stehn. Als die Badische Landeszeitung einige spitze Artikel gegen Schenkels Eintreten für Oestreich brachte, wurde von nicht uninteressierter Seite in Heidelberg verbreitet, ich sei deren Verfasser. Ich fand deshalb für nöthig an Rothe zu schreiben, ich hätte es während des Edelsheim'schen Regiments für Pflicht gehalten, den Großdeutschen in der Presse scharf entgegen zu treten, es sei mir aber nie eingefallen, einen Theologen, der sich in den Kampf nicht gemengt habe, wegen seiner privaten Meinungen, die mich nichts angingen, in der Presse anzugreifen, und in so unehrverbietiger Weise würde ich von einem alten Lehrer auch dann nicht reden, wenn ich mit seinen Auslassungen wenig einverstanden wäre. Verehrer des preußischen Junkerregiments seien auch wir preußisch Gesinnten nicht, aber wir seien Bismarck dankbar, daß wir durch ihn etwas Großes erlebt hätten und nunmehr ein Ausgang aus der verworrenen Lage sich zeige. Die Liberalen aber hätten alle Ursache jetzt fest zusammenzuhalten, statt sich über abgethane Dinge zu verfeinden. Rothe antwortete sofort in freundlichster Weise. Mit mir sei er darin völlig einig, daß durch den Krieg für ganz Deutschland Großes erreicht sei; wenn in der preußischen Politik Momente seien, die weniger seinem Geschmache zusagten,

so nehme er das nicht eben schwer, da er ja für seine Person nicht mehr lang daran werde zu tragen haben.

Das Organ der Orthodoxen, das von Mühlhäußer und Beyschlag gegründete Kirchen- und Volksblatt, hatte den gleichen Krieg im eigenen Lager. Ehe die Entscheidung in Böhmen gefallen war, schrieb das Blatt\*), der König, der seine Krone vom Tisch des Herrn genommen haben wolle, und sich für den Vorfechter der conservativen Interessen ausbebe, sei aus der Rolle gefallen, denn er verbinde sich mit dem italienischen Raub- und Revolutionskönig, und das Bestreben, Baden zur Neutralität zu bestimmen, nannte der Artikelsschreiber Parteiränke. „Aber,“ so berichtet die Protestantische Kirchenzeitung, „nachdem der Sieg Preußens entschieden war, da machten die Herrn Oberregierungsräthe im Reiche Gottes, wie sie in Pforzheim, Wilsferdingen, Ispringen, Eppingen zusammensitzen, die Entdeckung, daß es dem Christen überhaupt nicht ziemt zu politisieren, denn beim Politisieren wird viel gesündigt.“ Mit diesem kühnen Flankenmarsch gingen die seitherigen Verbündeten des Concordatsstaats ihrerseits in das Lager der Neutralen hinüber, um dann sehr bald desgleichen zu thun, als ob sie stets Preußens treue Freunde gewesen wären. Man wird diese Zerrwürnisse der Badenser milder beurtheilen, wenn man bedenkt, wie weit selbst die Preußen, die doch den größten Vortheil von den großen Ereignissen hatten, in ihrem Urtheile auseinandergingen. Ludwig von Gerlach schrieb ein Büchlein: „Annektionen\*\*“, in dem er „die ungerechte, rohe Bismarck'sche Politik“, die Zerstückelung von Deutschland, das Princip des Länderraubs und der Kopfsahl an den Pranger stellte. Er empfing dafür den Dankbesuch des Bischofs Martin von Baderborn, der ihn versicherte, man habe sein Buch „verschlungen“, worauf Gerlach seinerseits auf einer Rheinreise dem Frankfurter Janssen und dem Bischof Ketteler seine Aufwartung machte. Wenn das Generalstabswerk den Krieg von 1866 eine welthistorische Nothwendigkeit nannte, so läßt der Mitbegründer der neuen preußischen Kreuzzeitung das in dem Sinne gelten, wie auch Rains Brudermord, Judas Verrath und Christi Kreuzigung welthistorische Nothwendigkeiten gewesen seien. Zu officiellen Diners ging Gerlach nicht mehr, weil er sein Glas umkehren mußte, wenn Bismarcks Gesundheit getrunken werde. So waren im Norden und Süden die kirchlichen Parteien gespalten durch den politischen Gegensatz. Eine sehr unglückliche Folge konnten die preußischen Annektionen für die evangelische Kirche haben, wenn die Junkerpartei mit ihrem Vorschlag durchdrang, man solle, da Hannover und Schleswig-Holstein von der Union nichts wissen

\*) Evang. Kirchen- und Volksblatt Nr. 26, S. 104.

\*\*) Aufzeichnungen II, 299.

wollten, auch in Preußen die Union wieder abschaffen. Nach dem Herzen der Confectionellen wäre eine solche Maßregel gewesen. Da erwies sich Bunsens Andenken bei dem neuen Hofe nochmals als Segen. Als Bismarck den König über diesen Plan sondierte, sagte der König mit solcher Entschiedenheit: „Nein, Bismarck, an die Union lasse ich nicht rühren,“ daß von der Sache nicht weiter die Rede war.

Rothe selbst war nun nachgerade ein alter Mann geworden und fühlte auch in seiner Stimmung die Last seiner Jahre. Wenn er in den stillen Stunden schreibt: „Nach Ruhe sehne ich mich nicht, aber nach Stille,“ so gab es doch auch Stunden, in denen nur sein strenges Pflichtgefühl ihn abhielt, um seine Zuruhefetzung zu bitten. So schreibt er mitten während der Aufregungen des Sommers 1866 seiner Nichte Marie Hahn: „Ich führe ein unruhiges Leben\*), beladen mit Functionen, die mich ewig auf der einförmigen Strecke zwischen Karlsruhe und Heidelberg unterwegs halten. Schon meine außerordentliche Mitgliedschaft im Oberkirchenrath setzt mich vielfach in Bewegung, noch viel mehr aber mein Sitz in unserer I. Kammer, deren Mitglied ich seit drei Jahren durch die Ernennung des Großherzogs bin. Neben diesen Dingen gehen natürlich meine Vorlesungen ungeändert fort, und da wollen denn wirklich Tage und Stunden oft recht künstlich herauscalculiert werden, damit die Zeit ausreiche . . . Ich habe wohl schon manchmal daran gedacht, dem Dinge damit ein kurzes Ende zu machen, daß ich mich pensionieren lasse: indessen, da dieser Wirrwarr bisher durch Gottes Gnade meiner Gesundheit wohl bekommt, die nie vortrefflicher gewesen ist, so habe ich doch noch keine Freude dazu gewinnen können, mich für invalide zu erklären. Es würden daraus für den Augenblick der hiesigen theologischen Fakultät allerlei Inconvenienzen erwachsen, und darum fehlt mir dazu vorerst um so mehr ein gutes Gewissen.“ „Ich würde es als eine Gnade des Herrn ansehen,“ heißt es in einem Briefe vom 28. Mai 1865 an Windel, „wenn er mich noch aus der Arbeit abriefe, nicht erst von der Ruhebank der Feierabendstunde, die freilich auch ihr Schönes und Feierliches hat. Nun darüber wird er ja walten\*\*).“ Auch im Gespräche kam er häufig auf diese Frage zurück, zuweilen mit der fast melancholischen Wendung, daß er zu nichts mehr gut sei. Eine gewisse Müdigkeit spricht immerhin aus diesen Betrachtungen des Neunundsechzigjährigen. Auch hatte er das Gefühl, nicht mehr die gleiche Wirkung auf die Studenten zu üben wie früher. Durch die Arbeiten von Reim, Holkmann, Hitzig waren die kritischen Fragen ein Lebensinteresse der theologischen Jugend Heidelbergs geworden, und gerade diese

\*) An Marie Kolde geb. Hahn, vom 11. Juni 1866. Collection Kolde.

\*\*) Brief vom 28. Mai 1865. Sammlung des Pastor Usener

waren ihm ziemlich fremd geblieben. Er gestand das auch selbst zu. Als sich Keim 1867 um die durch Hundeshagens Abgang erledigte Stelle in Heidelberg bewarb und dabei seine abweichende Richtung in kritischen Fragen berührte, erwiderte Rothe in liebenswürdiger Bescheidenheit: „Sie würden bald inne werden, daß ich in demselben Maße aufgelegt bin in die Schule zu gehen, als es mir leider noth thut\*.“ Auch die Studenten fühlten das zuweilen durch. Für Schüler, die das Johannesevangelium für nachapostolisch hielten, hatte Rothe's geschichtlicher Nachweis, wie Jesus nach Johannes den himmlischen Menschen, uns zum Vorbilde, in sich ausreifen ließ, nichts Ueberzeugendes. Was er als ein von einem Augenzeugen verbürgtes Phänomen ansah, leiteten wir aus der Ideenwelt des Schriftstellers ab. Die Rothe'schen Gedanken waren dem jungen Geschlechte ein überwundener Wunderglaube, den es sich nicht mehr anzueignen vermochte. Die philosophische Vorbildung des Heidelberger Nachwuchses stammte nicht, wie die seine, aus Schelling und Hegel, sondern von Eduard Zeller und aus Schweglers verbreitetem Lehrbuch. In Betrachtung der Genesis des Christenthums aber zeigten beide Tübinger uns Wege, die nach Rothe's Meinung nicht zum Ziele führten. So kämpfte der greise Lehrer gegen eine neue Strömung, der er nicht mehr gewachsen war. Die Frequenz seiner Kollegien und namentlich die Regelmäßigkeit des Kollegienbesuchs ließ nach. Aber auf eine Verminderung der Verehrung für Rothe's Person durfte man daraus nicht schließen. Es war niemand unter den Hörern, der sich nicht tief vor ihm beugte und den alten Herrn moralisch über alle andern Lehrer erhob.

Einen großen Verlust erlitt die liberale Sache in Baden durch die schwere Erkrankung Ludwig Häußers, der nach langem qualvollem Herzleiden unter dem Klange der Osterglocken 1867 für immer entschlief. Seine Vorlesungen über Reformationsgeschichte waren ein protestantisches Stahlbad für die Gesinnung der Jugend gewesen und um Wahrung der protestantischen Principien hatte er sich im Agendenstreit, wie im Kampfe gegen das Concordat die größten Verdienste erworben. Während Beyschlag sich von dem Heidelberger Freundeskreise hat zutragen lassen\*\*), der vielgenannte Professor sei eine durchaus frivole Persönlichkeit, bewundert Rothe, wie „der seltene Mann“ \*\*\*) durch die ungemeine moralische Macht, die er über sich ausübte, bis zuletzt unter den schwersten Leiden seinem Amte habe treu bleiben können. „Für unsere Universität ist sein Tod ein empfindlicher Verlust.“ Für die weitere Entwicklung der Kirchenfrage war Häußers Ausscheiden von großer Bedeutung.

\*) Concept unter den Papieren Ahrendts.

\*\*) Beyschlag, Aus meinem Leben II, 68.

\*\*\*) 18. März 1867 an Mänß.

Häuffer hatte, wie Rothe, in der Schulfrage treu zu Anies gestanden und in der protestantischen Kirchenfrage besaß er bei den Bürgern, als Pfälzer, größeres Vertrauen als die beiden Schweizer Bluntschli und Schenkel, die sich während des Kriegs ohnehin in die Haare gerathen waren. Seit seinem Tod entbehrte die liberale Partei einer festen Leitung, was sich bald genug auch kirchlich fühlbar machte.

Wäre es, wie die Verfassung vorschrieb, im Jahre 1866 zum Zusammentritt der Generalsynode gekommen, so würde zwar das letzte Ergebniß wohl dasselbe gewesen sein, aber unter dem unmittelbaren Eindruck des Proteststurms hätten die Parteien den Kampf mit ungezügelter Leidenschaft geführt. Im folgenden Jahre 1867 war nach den großen politischen Ereignissen die Stimmung viel ruhiger geworden. Noch unter dem Eindruck derselben traten wir in die Wahlbewegung ein. Die nächste Sorge war nun, daß Schenkel in die Synode gewählt werde, denn von dem Abwesenden konnten die Gegner die erstaunlichsten Schauerbilder entwerfen, ohne daß viel dagegen zu thun war, den Anwesenden mußte der Präsident gegen jede Unbill schützen. Da kam sofort unter den ersten Wahlberichten die Nachricht, Schenkel sei von der Diöcesansynode Müllheim nahezu einstimmig zum weltlichen Abgeordneten gewählt worden. Es war das die Diöcese des Oberkirchenraths von Langsdorff, des Nachfolgers Mühlhäußers, eines Mannes von lauterstem Charakter und ernstester Gesinnung. Mehr als einmal hatte er uns im Oberkirchenrath gesagt, das sei keine kleine Sache, wenn greise Kirchenälteste, mit Thränen in den Augen fragten, ob denn nun alles Trug sei und Schein, was wir bisher im Christenthum geglaubt hätten, wie Professor Schenkel behauptete. Nun kam die Wahl und diese viel citierten Kirchenältesten von Auggen, Müllheim u. s. w. wählten zu ihrem Vertreter eben diesen Professor Schenkel. Es war ein schlagendes Beispiel, wie wenig die positiven Herrn über die eigentliche Ueberzeugung ihrer Pfarrkinder Bescheid wußten, die durchschnittlich viel negativer war als das Buch Schenkels, gegen das man sie schützen wollte. Der alte Herr war so niedergeschlagen, daß man Mitleid mit seinem Schmerze haben mußte. Aber für die Sache war es ein Glück, daß Schenkel gewählt war, denn gegen den Anwesenden mußten die Gegner sich doch einige parlamentarische Zurückhaltung auferlegen und ihm in's Angesicht konnten sie ihre seitherigen Uebertreibungen nicht wiederholen. Es war ein wundervoller Frühlingstag, an dem wir uns am 1. Mai 1867 vor dem Karlsruher Ständehaus versammelten und Lamey sagte in seiner Weise, man könnte einen solchen Tag zu Besserem brauchen als ihn zu „versynodeln“. Das war ein anderer Lenz als sein Vorgänger, an dem die Welt vor schwüler Kriegserwartung gar nicht zum Bewußtsein gekommen war, daß es Frühling sei. Selbst die Bäume schienen voller zu blühen, seit die Habsburger mit ihren

Dueftenbergen und Lamormains das Land geräumt hatten. Daß ihr der Rückhalt Oesterreichs fehlte, machte die conservative Partei unsicher, denn unsere europäische Souveränität, sowie der zu gründende Südbund stellte für früher oder später eine radicale Massenherrschaft in Aussicht. „Ein Südbund,“ meinte Jolly, „wäre gerade das rechte Mistbeet zur Züchtung von Demokraten.“ So traten die Orthodoxen zunächst sehr vorsichtig auf. Die Führer wußten, daß der künstlich angefachte Fanatismus in ihren eigenen Gemeinden längst verraucht war und daß das neue Ministerium Matthys-Jolly ihnen nicht die gleiche Willfährigkeit zeigen werde wie der viel weichere, über den Krieg von 1866 zu Fall gekommene Lamey und der katholisierende Roggenbach. Andererseits war die Einheit der liberalen Partei keine so fest geschlossene mehr wie vor dem Krieg. Die Verstimmung zwischen den Führern war noch nicht überwunden, als im Rondschaal des Ständehauses die Verhandlungen begannen. Man merkte, daß Bluntschli und Lamey, Schenkel und Bittel, sich mehr mieden als suchten, aber der Ernst der Verhandlungen führte sie doch wieder zusammen, denn die Synode von 1867 war unstreitig die interessanteste kirchliche Versammlung, die wir erlebten, und bot Momente, die keiner der Theilnehmer in seinen Erinnerungen missen möchte. Rothe nahm auf der äußersten Linken Platz, so daß er neben den Ministerialassessor Kießer, „den badischen Saint Just“ und mich, den Abgeordneten für Heidelberg, zu sitzen kam. Unmittelbar vor sich hatte er seine Schüler, die drei Brüder Schellenberg, die wir das Schellengebirge nannten. So saß er zwischen lauter Radicalen. An den langen Predigten der geistlichen Bank hatte er, wie er nicht verhehlte, keine größere Freude als seine beiden Nachbarn, und stimmte lebhaft der Meinung des vor mir sitzenden Hügig bei, vom Werthe der Zeit habe der Pfarrer eine Vorstellung „wie der Türke“. Aus der Mitte der Versammlung wurden Berichte an Hengstenberg erstattet, die keinen Zweifel darüber lassen, mit welchen Gefühlen unsere Gegner uns gegenüber saßen. „Die erste neumodische badische Synode hat vom 1. bis 29. Mai getagt\*). Sie ist Gott Lob vorüber. Möge ihr keine zweite folgen und möchten alle Lande sich vor einer solchen behüten lassen,“ lautete das Schlußurtheil dieses freundlichen Kollegen. Die Zusammensetzung erklärt sich der Berichterstatter daher, daß die Verfassung von 1861 alle Christen, „die nicht gerade im Zuchthause waren“, wahlberechtigt sein lasse, eine kühne Umschreibung der Wahrheit, daß die Mitglieder der Synode durch die Kirchenältesten gewählt worden waren. Für die Fraktionsitzungen findet es der Berichterstatter charakteristisch, daß die Gläubigen sich in der „Harmonie“, die Ungläubigen sich im „Bären“ versammelten. In Mannheim heiße übrigens der Bären-

\*) Evangelische Kirchenzeitung Nr. 50.

Klub: „Räuberhöhle“. Die Sitzungen im Ständehaus, in dem die Schatten von Jhstein, Hecker und Brentano umgehen, findet der Zeitungsschreiber beengend; „gab es nicht die Schloßkirche dafür oder die kleine Kirche?“ Nicht minder betrübt ihn die Physiognomie der Versammlung mit ihren vielen Beamten. Auf der Rechten sitzen „zur Vertheidigung ihres Königs und Herrn“ die Gläubigen, geschaart um den Fabrikanten Mez, mittlere Größen im Centrum, „auf der äußersten Linken drei Schellenberge, zwei Bittel, Schenkel und leider auch — Rothe!“ Die Predigt des Prälaten hatte nach Hengstenberg zum Motto: „Brüder, schlagt ein!“ Alle christlichen Stichworte von der Versöhnung durch das Blut Christi und dergleichen vermißt der Zuhörer. Wir Andern hatten natürlich andere Eindrücke. Die Eröffnungsrede des Oberkirchenrathspräsidenten Nüßlin erschien uns würdig, vornehm und mild und gab eine lebhafte Empfindung von der geistigen Bedeutung und edeln Denkweise des trefflichen Staatsmanns. Er rechtfertigte den Aufschub der Synode mit den Kriegsnöthen, der dann auch von niemanden beanstandet wurde und betonte, daß von all' den Befürchtungen, die man von der Einführung der neuen Verfassung gehegt habe, sich keine einzige erfüllte. Auch für den Austrag der Meinungsverschiedenheiten biete eine freiere Verfassung den geeignetsten Spielraum. Wenn nur nicht eine Partei die ausschließliche Herrschaft begehre, wenn beide auf ihren verschiedenen Wegen das eine Ziel anstrebten, dann ergänzten sich sich, und weil jede einem Bedürfniß entspricht, ist die Hoffnung gegeben, daß durch die Arbeit aller das Richtige gefunden werden wird. So möge die Synode nur die wahren und ewigen Interessen vor Augen haben und mehr an die einigenden Ziele denken als an die trennenden Wege. Als die Beeidigung der Mitglieder auf die Verfassung erfolgte, sprachen sämtliche Mitglieder: „Ich gelobe,“ nur der Karlsruher Stadtbefan sprach: „Ich gelobe und füge dieser meiner feierlichen Versicherung vor Gott, die ich als Eid betrachte, die Erklärung bei: unter der bestehenden Ordnung der vereinigten evangelisch-protestantischen Kirche des Landes, die ich zu wahren gelobe, verstehe ich die Ordnung, welche in der Unionsurkunde vom Jahre 1821 als unwiderruflich zu Grunde gelegt und in der Verfassung vom Jahre 1861 festgehalten worden ist.“ Ob der geistliche Herr damit sein Gelöbniß auf die Kirchenverfassung an bestimmte Voraussetzungen knüpfen wollte, blieb dunkel, denn als Präsident Nüßlin erwiderte, daß er in dieser Erklärung keinen Unterschied finde von dem, was die andern Herrn gelobt hätten, erwiderte er: „Ich begrüße diese Erklärung mit Freuden und betrachte diese als den Friedensboden, auf dem wir zusammenstehn“. Bei der Wahlprüfung kam aber Bluntzli auf das aparte Gelöbniß zurück, „das der geistliche Abgeordnete für Karlsruhe in auffallender Weise abgab“. Die Wahlprüfungsabtheilung sei der Meinung, daß das Gelübde nur einfach und un-

bedingt gegeben werden könne, da aber der Herr Abgeordnete erklärt habe, daß er sein Gelübde nicht an eine Bedingung habe knüpfen wollen, so begnüge sich die Abtheilung seinen Zusatz für überflüssig zu erklären und seine Zugehörigkeit zur Synode nicht anzufechten. Der Präsident wurde zum ersten Mal von der Synode selbst gewählt, während die früheren Synoden von dem Minister des Innern präsidirt worden waren. Die Wahl fiel auf Bluntzli, der seines Amtes auch mit Ruhe und Gerechtigkeit waltete. „Schweizer, Freimaurer, der seinen Mangel an Verständniß für die evangelische Wahrheit als Präsident des Protestantenvereins schon längst kundgegeben hat; übrigens ein routinierter Kopf, unparteiisch und vor allem bemüht die Synode möglichst rasch zu Ende zu bringen,“ das ist das Portrait, das das Hengstenberg'sche Blatt von dem Präsidenten der Synode seinen Lesern entwarf. Nach der Geschäftsordnung sollte jede Sitzung mit einem Gebete eröffnet und geschlossen werden. Bluntzli beschloß dieselbe täglich mit dem Votum: „Der Herr wolle zu unseren Verhandlungen seinen Segen geben, Amen,“ worüber das gegnerische Blatt bemerkt, Bluntzli scheine das für ein Gebet zu halten. Zweimal wurden von Fabrikant Mez und Pfarrer Specht die Gebete liberaler Geistlicher in der Discussion kritisiert, worauf Otto Schellenberg erwiderte, „unsere Reden müssen sich jede Kritik gefallen lassen, das Gebet aber ist das Gespräch der Seele mit Gott; es ist da zur Sammlung, nicht zur Kritik. Coquetterie mit dem Gebete ist mir unerträglich und ich erkläre Ihnen bestimmt, daß ich mein Gebet an Gott gerichtet habe und nicht an Sie.“ Es zeigte sich jetzt, wie recht die liberale Seite gehabt habe, ein gedrucktes Formular zu verlangen, aber gerade die Gläubigen hatten das abgelehnt, weil sie überzeugt waren, darin zu excellieren.

Zu einem principiellen Zusammenstoß kam es zum ersten Mal bei Berathung der Verpflichtungsformel für die Ordination und die erstmalige Einführung in ein Pfarramt, die dem Candidaten auferlegte, „das Wort Gottes nach Maßgabe des Bekenntnißstandes der unierten Landeskirche nach bestem Wissen und Gewissen zu verkünden“. Die Führer der Positiven, der Fabrikant Mez, die Dekane Gräbener, Höchstetter, Eberlin, Bechtel, Mühlhäuser und Andere verlangten die Beseitigung der Worte „nach bestem Wissen und Gewissen“, da sie die objective Geltung der Verpflichtung zu einer subjectiven machten. Schenkel bat diese schönen Worte zu belassen, die die Verpflichtung nur verstärkten. Dekan Zittel und der Prälat erklärten, es komme ihnen auf diese Worte nicht an, da sie selbstverständlich seien. Lamey fand in denselben keine Lockerung des Gelübdes zu Gunsten einer subjectiven Berechtigung, sondern eine Bekräftigung im Gegensatz zu einem schlechten Wissen und schlechten Gewissen. Uns aber kam es auf diese Worte sehr an und bei so lahmten Erwiderungen schien uns Gefahr vorhanden, daß gleich bei dem

ersten principiellen Zusammenstoße die Liberalen um des lieben Friedens willen wieder einmal ihr Princip verleugnen wollten. So gab ich auf Anregung der Freunde, die auf der Linken zusammen saßen, die Erklärung ab, wir würden gegen das ganze Formular stimmen, wenn diese Worte wegblichen, denn ohne diesen Vorbehalt würde die Verpflichtung nicht protestantisch, sondern katholisch sein. Mühlhäußer fuhr auf: „Da haben wir's.“ Nach dieser Interpretation der Worte als Vorbehalt der subjectiven Auslegung sei auch für sie die Formel unannehmbar geworden und er beantrage die Rückverweisung an die Commission. Aber er drang nicht durch. Hitzig bestätigte, daß, was ich gesagt, unsere Meinung sei, auch er halte den Zusatz für nöthig zur Gewissensberuhigung. Der Antrag der Rückverweisung in die Commission wurde darauf abgelehnt und das Formular mit dem Zusatz: „nach bestem Wissen und Gewissen“ mit großer Majorität angenommen. Darauf reichte Mühlhäußer mit zwölf andern Abgeordneten in der nächsten Sitzung, am 13. Mai, einen schriftlichen Protest ein, worin sie sich gegen die Auffassung verwahrten, daß die Worte „nach bestem Wissen und Gewissen“ als Lockerung der Verpflichtung zu Gunsten einer subjectiven Auslegung gedeutet werden dürften.

In derselben Sitzung kam der Antrag des Oberkirchenraths auf Aufhebung des Seminarzwangs zur Verhandlung. Der Oberkirchenrath konnte und wollte Schenkel nicht absehn, er wollte aber auch die Orthodoxen nicht nöthigen, ihre Söhne in die Anstalt eines Directors zu geben, den sie für einen Antichrist erklärt hatten. Die Majorität war auch von vorn herein gewillt darin den Positiven nachzugeben. Der Einzige, der mit scharfer Ironie der Forderung entgegentrat, war Hitzig. „Die Einen,“ sagte er, „wollen ein Opfer schlachten und die Andern wollen sich mit einem Opfer loskaufen und dabei will ich nicht mitthun.“ Man stelle nicht Leute unter die Freiheit, die unter das Gesetz gehören. „Heben Sie den Seminarzwang auf, so werden diejenigen wegbleiben, die diese Kurse am nöthigsten hätten. Wo sind die losesten Vögel von Studenten? In Salamanka. Wo sind die Studenten am meisten gebunden? In England. Und nun vergleichen Sie die beiden Länder.“ Der Prälat protestierte gegen Hitzigs Unterstellung, daß die Oberkirchenräthe ein Opfer schlachten wollten, während die folgenden orthodoxen Redner, zumal der Conventikelvater Mez aus Freiburg, die Gelegenheit benützten, um ihren Groll an Schenkel auszulassen. Schenkel erwiderte wehleidiger als uns lieb war, er habe manches gelitten, mancher Schmerz sei durch seine Seele gegangen, aber er habe mit seinem Gott gelernt zu tragen; daß ihm Mez aber sage, er könne nicht beten, sei das Schlimmste, was ihm bis dahin vorgeworfen worden sei. Auf den anwesenden Minister des Innern, auf dessen Entscheidung noch immer alles ankam, machte Schenkels Erwiderung einen,

wie mir schien, übertrieben ungünstigen Eindruck, aber allerdings wünschten wir alle, Schenkel hätte den großen Beter auf gewisse Stellen des Evangeliums verwiesen, wo vom Beten an den Straßenecken die Rede ist, statt an das Mitgefühl des Hauses zu appellieren. Ein Antrag von Specht wollte auch im Seminar freie Wahl der Vorlesungen gestatten, damit die frommen Studenten Schenkels Uebungen vermeiden und doch das Stipendium einstreichen könnten. Eine solche Sprengung der Anstalt, erwiderte ich, verbäten wir uns. „Wir wollen nicht die Parteikämpfe der Landeskirche in das Seminar verpflanzt haben. Wir wollen das faktiöse Wesen, das die jungen Theologen, leider Gottes, früh genug ergreift, nicht schon auf die Universität verpflanzen. Wir können deshalb nicht wünschen, daß die Zöglinge sich in solche theilen, die den Professor A. hören, aber den Kirchenrath B. nicht hören. Wir machen ein Statut nicht im Hinblick auf zufällig amtierende Personen, sondern auf die bleibenden Bedürfnisse der Anstalt.“ Rothe, der sich bis dahin sehr schweigsam verhalten hatte, nahm nun doch, von seinen Nachbarn dringend gebeten, zu längerer Rede das Wort. Für ihn war die Ueberleitung des Seminars in eine Universitätsanstalt unter ausschließlich staatlicher Aufsicht wieder ein Stück Verwirklichung seines Lebensideals. Der Staat muß dafür sorgen, daß die Kirche sich nicht feindlich seiner Culturentwicklung gegenüberstelle und wie könnte er das besser als indem er selbst die Erziehung der Kirchendiener in die Hand nimmt. „Der Staat hat die heilige Pflicht gegen sich selbst, soviel in seiner Macht steht, zu hindern, daß die künftigen Diener der Kirche sich aussondern aus dem großen Strome des geistigen Lebens; er beeinträchtigt die Freiheit der Kirche nicht, wenn er denjenigen, die künftig ihre Diener werden wollen, zumuthet, sie sollen sich bekannt machen mit Dem, was in der Welt außerhalb der Kirche vorgeht, sie sollen sich mit dem Geiste der Gegenwart vertraut machen. Das Seminar soll nicht eine Anstalt sein, in der ein besonderer Geist gepflegt wird. Eine solche Anstalt kann der Staat nicht wollen und unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde sie ein Verderben für die Kirche sein.“ Auch das alte Seminar, dem er selbst zwölf Jahre vorgestanden habe, habe solche Zwecke nie verfolgt. Wenn ihm einer der Herrn Gegner eine Stelle aus einer seiner eigenen Schriften vorgelesen habe, das Seminar sei da, um die Frömmigkeit zu pflegen, so sei er auch heute noch dieser Meinung. Unter Frömmigkeit verstehe er aber nicht diejenige Frömmigkeit, die sich schon in die Vergangenheit zurückzieht, sondern eine Frömmigkeit, die auf dem Boden der Gegenwart steht. „Dazu aber müssen wir die Thore weit aufmachen und die Furcht wegwerfen, daß eine mögliche Berührung mit dem Geiste der Gegenwart den christlichen Glauben schädigen könne.“ Um ein solches Seminar zu haben, müsse man vor allem nicht die Desorganisation des bestehenden in's Werk setzen, die Fabrikant Mez und

Pfarrer Specht namens der Vernunftfreiheit verlangten. „Der Abgeordnete Mez tritt als Ankläger gegen meinen Kollegen Schenkel auf, und von einem Ankläger erwartet man, daß er sachverständig ist in den Dingen, in welchen er Anklage erhebt. Ich bin Theologe und der Abgeordnete Mez wird mir zutrauen, daß ich der Theologie eine Aufgabe zuschreibe, wenn ich die ganze Kraft eines Menschenlebens an diese Beschäftigung setze. Wenn man den Abgeordneten Mez hört, so sollte man glauben, es habe seit dem sechzehnten Jahrhundert keine Theologie mehr gegeben. Er spricht in der That so über den Standpunkt des Abgeordneten Schenkel, als sei seit der Zeit, daß die symbolischen Bücher abgefaßt worden, bis auf den heutigen Tag nichts vorgekommen in der Kirche, als habe man sich nachmals nicht mehr um die Untersuchung der Dinge bekümmert, die unsere Reformatoren allerdings sehr gut verstanden haben, aber doch nicht besser verstehen konnten als es innerhalb ihrer Zeit möglich war. Ein Buch, wie das von Schenkel, kann, insofern es sich darum handelt, eine Anklage zu begründen, nur ein Theologe verstehen und wer es billig beurtheilen will, muß ein Bewußtsein davon haben, daß es eine theologische Arbeit in unserer Kirche seit zwei Jahrhunderten gegeben hat, und daß nur derjenige, der diesen theologischen Arbeiten gefolgt ist, beurtheilen kann, was von einem solchen Buche zu halten ist. Das geht nicht, daß der erste Beste, der sich nie mit solchen Fragen beschäftigt hat, der seine ganze Theologie nur aus dem Katechismus hat, gegenüber einem Manne der theologischen Wissenschaft auftritt und sagt: in deinen Büchern lautet es anders als in meinem Katechismus, deßhalb bist du ein von deiner Kirche und ihrem Glauben Abgefallener.“ Es war schwer zu sagen, was die Majorität bei dieser Rede Rothe's mehr ergöhte, die Tapferkeit, mit der der kleine Theologe dem reichen Fabrikherrn zu Leib ging oder das verdugte Gesicht des berühmten Conventikelvaters, der gewohnt war, von den Brüdern als ein Erleuchteter und Gewaltiger im Reiche Gottes bewundert zu werden, und dem nun in der freundlichsten und herzlichsten Weise gesagt wurde, von dem, worüber hier verhandelt werde, verstehe er gar nichts und würde darum besser thun, zu schweigen.

Eine noch viel tiefer schneidende Rede hielt Rothe am 17. Mai, als endlich die Schenkelfrage zur Berathung kam. Die Galerien der Kammer waren bis in die Gänge gefüllt bei diesen Verhandlungen und fast sämtliche Minister mit ihren Familien waren unter den Zuhörern. Die Rede ist namentlich dadurch bemerkenswerth, daß Rothe sich hier darüber aussprach, wie er sich in seiner freien Kirche die Lehrzucht vorstelle. Er begann mit der Bitte, die Herren von der andern Seite möchten doch glauben, daß auch ihm und seinen Freunden die Angelegenheit des christlichen Glaubens eine heilige Angelegenheit sei. Nicht Unglaube, führte er aus, sondern Glaube an seinen

Christus sei es, der ihm seine Stellung angewiesen, denn der Glaube habe nicht nöthig, daß man ihm mit Gewaltmaßregeln zu Hülfe komme. Vor den Bekenntnissen als geschichtlichen Denkmälern habe er allen Respect, „aber,“ fuhr er fort, „Bekenntnisse, die in ein Buch gebunden sind, um welches nur wenige sich bekümmern, das nur im einzelnen Fall einmal hervorgezogen wird, um als Gesetzbuch gebraucht zu werden gegen einen armen Sünder, den man damit erreichen kann, das ist in meinen Augen nichts als ein öffentliches Aergerniß.“ Alle Symbole sind nur so lang Lehrgesetze, als die in ihnen ausgesprochenen Ueberzeugungen in der betreffenden Kirche herrschend sind, aber seit mehr als einem Jahrhundert trifft das für die in Rede stehenden nicht mehr zu. „Ich kenne nur eine einzige kirchengesetzliche Bestimmung, die in diesem Punkte getroffen werden kann, die aber meines Erachtens auch alle andern überflüssig macht, nämlich die Bestimmung: ‚Die Lehre ist frei in der Kirche.‘ Unter der Herrschaft dieser Freiheit lebe man auch bereits ein Jahrhundert und die Lehre sei dabei nicht negativer, sondern gläubiger geworden. Frage man die Gemeinden, ob sie einen Pfarrer haben wollten, der lehre, was er nach eigener gewissenhafter Ueberzeugung für wahr halte, oder einen, der lehre, was ihm durch die Kirche vorgeschrieben sei, so würden sie sich für das Erstere entscheiden. Man könne auch heute den Gemeinden gar nicht mehr verhehlen, daß sehr kluge und sachverständige Leute von der heiligen Geschichte Mehreres oder Weniges in Zweifel zögen.“ Der Abgeordnete Mühlhäußer habe behauptet, durch solche Lehrfreiheit seien die Gemeinden beunruhigt, aber das sei eine Verkehrung des Sachverhalts. „Sie selbst,“ rief er den Mitgliedern der Rechten zu, „haben ja gestiftet diese Unruhe unter die Landgemeinden gebracht, haben diese Kunde überallhin colportiert, was unser Seminardirector alles geleugnet habe, auch was er thatsächlich gar nicht geleugnet hat.“ Die so mit dem Zweifel bekannt gewordenen Gemeinden würden aber keinen Pfarrer haben wollen, der ihnen sage, das Alles gehe sie nichts an. Die Lehrfreiheit solle natürlich kein Freibrief werden für jede Tappigkeit und Taktlosigkeit, aber Lehraufsicht könne die Behörde nur so führen, daß sie bei auftauchenden Differenzen sich mit dem angefochtenen Lehrer oder Geistlichen in freundliches und brüderliches Benehmen setze, Mißverständnisse beseitige und Frieden herstelle. Die Weisheit der Behörde und die Kraft freundlichen Zuspruchs seien hier das Entscheidende. Mit Bekenntnissen und Lehrnormen dazwischenfahren, heiße dagegen erst recht Unfrieden stiften statt Frieden. Die gegnerische Unterscheidung zwischen freier Forschung und freier Lehre, die Mühlhäußer mache, erklärte Rothe für Sophistik. Wir forschen nur, um das Erforschte mitzutheilen, eine Scheidung sei psychologisch unmöglich. Wenn der Berichterstatter der Minorität, Mühlhäußer, gesagt habe, bei dem Abfall der Landeskirche von dem Bekenntniß der Väter würden

sie von dieser Kirche scheiden müssen, so sei er überzeugt, das seien leere Drohungen. „Ich sage Ihnen, meine Herrn dort drüben, ich bürgе Ihnen dafür, Sie werden nicht von uns gehn!“ Der Friede sei auch gar nicht schwer herzustellen. „Wo heut zu Tag ein redlicher Christ sich an den christlichen gesunden Menschenverstand wendet, da findet er sicher Gehör; überlieferungsmäßige Formeln dagegen verhallen ohne Echo. Das mögen auch die Lehrer unserer Kirche sich zu Herzen nehmen; dann werden wir wieder zu einem Einverständnisse unter unsern Kirchengenossen gelangen, bei dem es niemanden einfallen wird, zu fragen, ob es nicht vielleicht kirchengesetzliche Einschränkungen der Lehrfreiheit gebe.“ Es ist Thorheit zu glauben, die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts könnten noch in den Formeln des sechzehnten ihre Ueberzeugungen wiederfinden und es ist Sünde, die Geistlichen auf einen Glauben zu vereidigen, den sie nicht haben und nicht haben können — das war die Summa seiner gewaltigen Ansprache. Lamey verwies in Betreff der Uebertreibungen des Bekenntnißzwangs auf gewisse norddeutsche Landeskirchen, die den Brautleuten die Trauung verweigerten, wenn sie sich nicht im Brautexamen darüber ausgewiesen hätten, daß sie das Glaubensbekenntniß aussagen könnten. Der geistliche Abgeordnete für Karlsruhe aber herrschte uns an: „Sie können überhaupt nicht sagen, was Sie glauben, ich aber will Ihnen sagen, was wir glauben: ‚Ich glaube an Gott den Vater‘ u. s. w. Aber bereits bei dem dritten Satz des Apostolicums blieb er stecken und seine Nachbarn konnten ihm vor unwiderstehlichen Lachkrämpfen nicht einsagen. Da rief Lamey über den ganzen Saal: „Der darf nicht heirathen!“ Es war ein erfrischendes Intermezzo. Schenkel selbst vertheidigte sich mit großem Geschick und beleuchtete die positiv unwahren Behauptungen, die die conservativen Blätter über sein Verhalten gebracht hätten, und zwar so hell, daß es den Herrn Verfassern, die zum Theil ihm gegenüber saßen, recht unbehaglich zu Muthe wurde und dieses Unbehagen steigerte sich, als Holzmann ihnen aus ihrer Denkschrift einige der Zeugnisse vorlas gegen das „Gözenbild in Lammesgestalt“, das der falsche Prophet in Heidelberg aufgerichtet habe, über die Leiden, die die Brüder in Baden erduldeten, da ihr Kirchenregiment sie sauer ansehe, von dem Volke, das auf der Mauer ist, von dem schlechten Dienste, den die Ungläubigen dem Satan geleistet haben, indem seine Lügen jetzt an den Tag kommen und von der heimlichen Bosheit, die in dem Boshaften geoffenbart wird. „Das,“ sagte ein Rudel preussischer Pastoren, „ist der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, wenn die, welche in hohen Kirchenämtern sitzen, dem Herrn Jesu nach der Krone seiner göttlichen Majestät greifen.“ Je länger Holzmann las, um so länger wurden die Gesichter der treuen Zeugen und ein um so behaglicheres Lächeln lagerte sich über das Angesicht der geschmähten Ungläubigen. Endlich konnte der

geistliche Vertreter für Karlsruhe sich nicht mehr bezwingen und fragte, ob er den Redner nicht unterbrechen dürfe, was der Präsident ihm untersagte. Der Mann hatte dadurch aber nur den Blick auf sein eigenes Haupt gezogen, denn Holzmann richtete nun seinen Scheinwerfer auf ihn; er beleuchtete seinen Antheil an der Agitation Stück für Stück und gab ihm zu bedenken, daß durch- aus nichts unsere Seite hindern würde, eine sittliche Verurtheilung aller dieser Mächenschaften durch die Synode zu beantragen. Der Vorhalt entsetzte den Unterbrecher so, daß seine ganze Replik in dem Rufe bestand: „Höchst ungerecht!“ Ein Landdekan sagte sich nun einigermaßen von den vorgelesenen Zeugnissen los, beklagte aber, daß Holzmann das Publicum mit seiner Rede habe belustigen wollen, was ihm eine Rüge des Präsidenten zuzog. Am 22. Mai 1867 verlas endlich der Karlsruher Dekan die Verwahrung von elf geistlichen und drei weltlichen Gliedern der Synode gegen die Beschlüsse, die die Synode in der Bekenntnißfrage gefaßt hatte. Die Vierzehn protestirten gegen die Erklärung der Synode, daß die Treue gegen das große Princip der Union diejenigen, die noch auf dem älteren Standpunkt ständen, verpflichte, friedlich und zu gleichem Rechte sich mit denen zu verbinden, welche für die Darstellung der christlichen Wahrheit einen neuen Standpunkt, und von da aus veränderte Ueberzeugungen gewonnen hätten. Nach der Ueberzeugung der Minorität sei das eine unberechtigte Folgerung aus der Unionsurkunde, die ein Uebereinkommen der Reformirten mit den Lutheranern, nicht mit irgend welchen modernen Ueberzeugungen gewesen sei. Die Bestreitung der Rechtskraft der Erläuterungen der Synode von 1855 zu § 2 der Unionsurkunde weise die Minorität ebenso bestimmt zurück wie die beanspruchte Gleichberechtigung jeder evangelischen Gesinnung, die sich unter den Herrn Jesum stelle, vielmehr müsse es bei der Lehrnorm der Kirchenrathsinstruction von 1797 sein Verbleiben haben. Die Gleichberechtigung auch derjenigen Mitglieder und Diener der Landeskirche, welche den theologischen Standpunkt der Bekenntnißschriften des sechzehnten Jahrhunderts nicht völlig theilen, leugne die Minorität, da die Synode keine Vollmacht besitze, die Bestimmungen des Unionsvertrags von 1821 zu ändern. Sofort nach Verlesung dieser Erklärung sprach Bluntschli als Präsident sein Bedauern aus, daß dieselbe die Grenze einer Meinungsäußerung überschreite. Die Minorität interpretiere die Worte der Majorität in einem Sinne, der der Meinung der Urheber widerspreche und lege Protest ein gegen Beschlüsse, die die Synode innerhalb ihrer Competenz gefaßt habe, beides sei unzulässig. Statt die Erklärung, der Minorität zurückzugeben, nahm die Synode sie schließlich doch zu den Akten, aber mit dem Vermerk, dieselbe sei widerrechtlich, ordnungswidrig und darum ungültig. Es blieb also bei der von der Minorität bekämpften Erklärung der Synode von 1861, daß die Bekenntnißerläuterungen der Synode von 1855

nicht dazu benützt werden dürften, denjenigen Geistlichen, die nicht durchweg auf dem Boden der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts ständen, ihre Gleichberechtigung in der Kirche zu bestreiten. Ohnehin war der von Kirchenrath Roth verlesene Protest nach Mühlhäußers Drohung mit dem Austritte aus der Kirche doch nur ein schwächlicher Rückzug. Nicht einmal aus der Synode traten die Protestler aus, geschweige aus der Kirche und Rothe behielt Recht, der ihnen zugerufen hatte: „Ich büрге Ihnen dafür, Sie werden nicht von uns gehn.“ Sie hatten es auch sicher nie vorgehabt. Selbst die Ueberraschung erlebten wir, daß auch nach Aufhebung des Seminarzwangs die Protestler ihre Söhne nach wie vor in Schenkels Seminar schickten, um das ansehnliche Stipendium nicht zu verlieren. Erst als die wohlhabenden Glieder der Partei eine noch größere Unterstützung für solche Studierende der Theologie aussetzten, die Heidelberg meiden wollten und der Oberkirchenrath in weitgehender Unparteilichkeit seine Stipendien nur an diese wendete, da für Heidelberg durch den Staat gesorgt sei, machten sich diese Exportprämien stark fühlbar und nachdem der Zugang an Anfängern mit dem Aufhören des theologischen Studiums in Baden fast gänzlich versiegt war, kam auch das Seminar auf zwei bis drei Zöglinge herunter. Die Sache war jetzt eine Marktfrage geworden.

Einen heftigen Streit hatten wir noch in der Commission über die Katechismusfrage. Auch die Orthodoxen vertheidigten das Ullmann'sche Werk nur in sehr bedingter Weise, aber sie fürchteten die Einführung eines neuen rationalistischen Lehrbuchs. Der Oberkirchenrath wollte selbst nicht zu allen andern Momenten des Unfriedens auch noch die Katechismusfrage wieder aufgerollt haben und so verlangte er eine Vollmacht, den Memorierstoff zu beschränken, um den sich häufenden Klagen der Eltern abzuhefen. Pfarrer Specht freilich belehrte uns, daß es zum Begriffe eines Katechismus gehöre, daß er auswendig gelernt werde. So habe es die Generalsynode von 1855 bei der Einführung gemeint, die begehrte Ermächtigung würde also gegen den Willen dieser verstoßen. Dennoch ging der Antrag des Oberkirchenraths durch und als der vom Prälaten Holzmann und Oberkirchenrath von Langsdorff gemachte Entwurf der Reduction Rothe mitgetheilt wurde, erwiderte dieser, der vorgeschlagenen Verminderung des Memorierstoffs stimme er freudig zu, da er überzeugt sei, daß eine solche Erleichterung der Kinder für den Unterrichtszweck nur förderlich sein könne. Nach mancherlei Rettungsversuchen wanderte „die Kindermarter“ dann doch unter das alte Eisen.

Eine letzte, sehr aufregende Episode, die die Einheit der liberalen Partei noch zum Thorschlusse zu sprengen drohte, bildeten die Wahlen zum Generalsynodalausschuß. Schenkel wollte wiedergewählt sein als Beweis, daß alle Anschläge der Protestler gescheitert seien. Sie sollten überhaupt nichts er-

reicht haben. Wir Andern wußten mit voller Sicherheit, daß seine Wahl nicht durchzusetzen sei, und nach den Vorgängen im Predigervereine konnte er sich das selbst sagen. Auf Bitte der Freunde übernahm ich die mißliche Mission, ihn zu freiwilligem Verzicht zu bestimmen. Nüßlin aber sagte mir sogleich: „Den Gang können Sie sich sparen; das thut er nicht.“ Im Gasthose traf ich Rothe bei ihm, auf dessen Beistand ich rechnete. Nach meiner Meinung mußte Schenkel sofort mit Bestimmtheit erklären, daß er eine Neuwahl nicht annehme, dann erlebte er keine Niederlage und die Majorität konnte den abtretenden Herrn und namentlich ihm ihren wärmsten Dank für ihre ersprießlichen Dienste aussprechen. Der Verzicht wäre um so unverfänglicher gewesen als es gar nicht die Absicht der Verfassung war, im Ausschusse eine ständige Behörde mit lebenslänglichen Mitgliedern neben den Oberkirchenrath zu stellen, eine Wiederwahl mithin dem Geiste der Verfassung widerspricht. Schenkel aber beharrte darauf, lasse die Partei ihn fallen, so müsse er seine Konsequenzen daraus ziehen, stimme auch nur eine Minorität für ihn, so habe er doch noch einen Boden, auf dem er stehe und sei dann der Vertreter dieser Gruppe. Rothe aber gab wiederum, wie bei dem Streite über den Predigerverein, ihm Recht und mir Unrecht. Es war ja auch nicht ohne Grund, wenn Schenkel geltend machte, daß der Protest, den der Oberkirchenrath abgelehnt habe, durch die eigene Partei erhört werde, wenn wir Schenkel fallen ließen. In einer Vorbesprechung, bei der sich aber nur Schenkels Freunde einfanden, wurde Rothe Vorsprecher von Schenkels Candidatur. Otto Schellenberg machte geltend, selbst Bruno Fischer, der in Betreff Schenkels sonst nur für Rattengift zu stimmen pflege, habe es ihm gegenüber für einen Fehler erklärt, wenn man in dieser Situation den Mann fallen lasse. Auch ich trat, wie nun die Dinge lagen, für die Wiederwahl ein, da das Falllassen Schenkels unsere seitherige Kirchenpolitik verleugne. Aber die Stimmung blieb matt. Als am Abend die entscheidende Fraktionsitzung stattfand, sprachen Zittel, der Sohn, und Holzmann, der Sohn, scharf gegen die Wiederwahl Schenkels. Statt seiner sollte Zittel, der Vater, gewählt werden. Eine Einigung schien unmöglich. Da schlug Bluntschli, der unerschöpfliche Funder von Vermittlungsanträgen, vor, man solle alle Heidelberger von der Wahl ausschließen, um dem Gerede von der Heidelberger Nebenregierung ein Ende zu machen. Unter die Parole: „Keine Heidelberger!“ fiel dann auch Schenkel, der damit wenigstens keine persönliche Niederlage erlebte. So wurde er von der eigenen Partei, wie Jolly vorgeschlagen hatte, „wegorganisiert“. Statt seiner vertrat forthin Stadtpfarrer Otto Schellenberg von Mannheim das Unterland, wobei die Protestler aus dem Regen unter die Traufe geriethen.

Die Beschlüsse der Synode bedurften nun noch der landesherrlichen Genehmigung, Richard Rothe. II.

stätigung. Gerüchtweise verlautete, Mülhäußer und seine Freunde hätten höheren Orts wissen lassen, wenn durch den Receß des Landesbischofs der Bekenntnißstand geändert werde, so beginne der Tanz von neuem. Auch der Berliner Hofprediger Hoffmann soll für diesen Fall Ausschluß des badischen Oberkirchenraths von der Eisenacher Kirchenconferenz angedroht haben. Sowohl Präsident Müßlin, wie Prälat Holzmann hielten mit ihren Absichten sehr zurück. Mir wenigstens unerwartet las der Prälat im Oberkirchenrathe seinen Entwurf des Recesses vor, der nicht circuliert hatte und in dem die Beschlüsse der Generalsynode in der Schenkel'schen Sache einfach mit Stillschweigen übergangen waren. In der Sitzung rechtfertigte er dieses Schweigen damit, der Oberkirchenrath habe in seinem Erlaß vom 17. August 1864 seinen Bescheid über die Streitfrage bereits erteilt. Der Protest gegen diesen oberkirchenrätlichen Bescheid sei von der Synode abgewiesen worden, diese Abweisung eines Angriffs auf das Kirchenregiment bedürfe aber keiner kirchenregimentlichen Bestätigung. An sich war das richtig, aber es blieb trotzdem verwunderlich und anstößig, daß der weitaus wichtigsten Entscheidung der Generalsynode im Receß des Landesbischofs gar nicht gedacht wurde. Erklärlich war das nur aus dem Wunsche, neuen Protesten der orthodoxen Partei aus dem Wege zu gehn, das heißt aus einem müden Friedensverlangen, das sich allgemein geltend machte. Demonstrationen, die eine herrschsüchtige Partei organisiert hatte, um um jeden Preis das Regiment wieder an sich zu reißen, nahm man gerade an den entscheidenden Stellen für die ernsthafte Erregung bekümmelter Gemüther und als Furcht des Volks für seinen Glauben. Aus Rücksicht darauf wollte der Oberkirchenrath, der diese Meinung selbst nicht theilte, dennoch die Entscheidung der Synode ihrer principiellen Tragweite entkleiden. Denn ohne landesbischofliche Bestätigung im Receß blieb der Beschluß eine Abstimmung über einen einzelnen Fall, die niemanden für die Zukunft verpflichtete. Den ersten Fehler hatte freilich die Synode selbst gemacht, die ihr Botum in der Schenkel'schen Sache zu einem principiellen Beschlusse hätte gestalten sollen, den das Kirchenregiment bestätigen oder verwerfen mußte. Nun war alles in das Ermessen des Oberkirchenraths gestellt, wo die Frage durchzufechten war. Rothe, der doch außerordentliches Mitglied des Oberkirchenraths war, war auffallender Weise zu dieser wichtigen Sitzung gar nicht eingeladen worden. Nach bestehender Uebung wurden wichtige theologische Entscheidungen von sämtlichen geistlichen Mitgliedern unterzeichnet. Nach langen, peinlichen Erörterungen verweigerte ich meine Unterschrift, da der Oberkirchenrath gerade in der wichtigsten Frage nicht Farbe bekennen wollte. Der Präsident theilte mir nach einigen Tagen mit, er habe meine Weigerung dem Großherzog gemeldet. Wozu das, fragte ich mich vergebens. Immerhin ließ sich alles wie eine Entscheidungsfrage

an. Daß bei der Feststellung des landesbischöflichen Recesses auf die Synodalschlüsse der Synodalausschuß nicht beigezogen worden war, war völlig in der Ordnung, Rothe aber war außerordentliches Mitglied des Oberkirchenraths und durfte bei einer so wichtigen Angelegenheit nicht übergangen werden. Ich hielt mich unter diesen Umständen für berechtigt, meinen Heidelberger Freunden von der Sachlage Kenntniß zu geben und Rothe erklärte sofort, er werde seine Stelle als außerordentlicher Oberkirchenrath niederlegen, da er es sich nicht gefallen lassen könne, daß man solche Cardinalfragen hinter seinem Rücken erledige. Sobald der Receß erschien, verlangten Rothe und die Mitglieder des neuen Synodalausschusses sofort eine außerordentliche Sitzung, um gegen die Fassung des Recesses zu protestieren. Es war die Sitzung, die Rothe das Leben kostete. Am 5. August 1867, nach langer Debatte, verstand sich der Oberkirchenrath zu einer officiellen Erklärung, daß jener Beschluß im Receß nur darum nicht erwähnt worden sei, weil er einer landesbischöflichen Bestätigung überhaupt nicht bedürfe. „Uebrigens," hieß es in der vereinbarten Erklärung, „haben die Vertreter des evangelischen Oberkirchenraths in der Generalsynode sich über ihre Stellung zu dieser Frage öffentlich ausgesprochen, und es ist selbstverständlich, daß der Oberkirchenrath den verschiedenen Richtungen gegenüber nach den bisher von ihm angenommenen und von der Generalsynode gebilligten Grundsätzen auch künftig verfahren wird.“ Daß die dermaligen Mitglieder des Oberkirchenraths auf den Bekenntnißzwang zurückgreifen würden, hatte auch niemand erwartet, eine solche Erklärung war darum überflüssig, aber die Protestpartei frohlockte, daß die Zusicherung der Gleichberechtigung beider Richtungen trotz alledem nicht in dem vom Großherzog sanctionierten Receß stehe und demnach rechtliche Folgerungen für den Bekenntnißstand weder aus den Beschlüssen der Synode noch aus der Erklärung der dermaligen Oberkirchenräthe abgeleitet werden könnten. Statt die Frage der Gleichberechtigung, wie sie in dem Erlasse vom 7. August 1864 ausgesprochen war und wie die Generalsynode sie gebilligt hatte, kirchengesetzlich zu sanctionieren, blieb alles beim Alten. Die Folge war dann auch, daß die Conservativen diese Gleichberechtigung nach wie vor bestritten und die Frage immer wieder von Zeit zu Zeit aufgeworfen wird, um Aerger ohne Ende zu erregen. Die Art, wie man den wichtigsten Beschluß der Synode todtgeschwiegen, wie man die Erörterung im Kollegium durch Nichteinladung Rothe's unschädlich gemacht, wie man den Protestlern, so weit man konnte, den Willen gethan, das alles machte einen niederschlagenden Eindruck. Rothe verhehlte sich nicht, daß wir damit um den besten Ertrag unserer Arbeit gebracht waren, denn um die principielle Anerkennung der Lehrfreiheit war es uns zu thun gewesen, nicht um den einzelnen Fall. Unbesiegt ging Rothe aus diesem letzten Kampfe seines Lebens

hervor, aber doch nicht als Sieger. Ein kurzer Austausch über dieses unerfreuliche Erlebniß war unser letztes Gespräch. Es war auch das letzte Mal, daß ich seine lieben Züge voll Ernst und Güte sah. Er war theologischer Dekan und rieth mir noch, mich für die Vorlesungen des Wintersemesters vorzubereiten, denn die Fakultät sei gesonnen, mich für den nach Bonn berufenen Hundeshagen in Vorschlag zu bringen. Mit heißem Dank reichte ich ihm die Hand. Einige andere Herrn begleiteten ihn zum Bahnhof und brachten ihn an seinen Wagen. So folgte für ihn nach der langen Sitzung ohne Pause, die der alte Mann so nöthig hatte, noch eine zweistündige Fahrt, die durch einen Blasenkrampf für ihn höchst martervoll wurde. An dem längst bestehenden Altersgebrechen schwer erkrankt, kam er in Heidelberg an. Aber er wollte lieber seine Schmerzen erdulden als den Chirurgen in seiner Nachtruhe stören. Am andern Morgen war es bereits zu spät. Die Operation mißlang und nach zwei Wochen qualvoller Leiden, die er mit bewundernswerther Geduld und Sanftmuth trug, erlag er am 20. August 1867 der langsamen Blutvergiftung. Bis zuletzt blieb ihm die Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks treu, die von seiner Persönlichkeit nicht zu trennen waren. Er bat, niemanden mehr zu ihm zu lassen. Wo zu viel Menschen seien, hätten die Engel keinen Platz. Vor seinem Tode ließ er Schenkel noch rufen, übergab ihm die Schlüssel zu seinem Schreibpult und legte seinen literarischen Nachlaß in Schenkels Hand. Sein letzter Wunsch war, es möge an seinem Grabe nichts gesprochen werden, was die Gegenpartei verletzen könnte. Bei seiner Beerdigung am Vormittag des 23. August waren die Verehrer von weither herbeigekommen. Auch manche orthodoxe Schüler wollten ihm die letzte Ehre erweisen. Als wir zum Grabe zogen, ertönte plötzlich eine trübende Stimme, die in das Lied, das die Musik in der Ferne spielte: „Jesus meine Zuversicht“, störend einfiel. Es war ein orthodoxer Pfarrer, der die Losung zu etwas Erbaulichem geben wollte, als aber niemand einstimmte, sondern nur unwillige Stimmen laut wurden, verstummte auch er. Bittel hielt eine ergreifende Ansprache: „Simon Johanna, hast Du mich lieb?“ Otto Schellenberg sprach als ältester Schüler. Auch sonst wurde noch viel geredet. An den näheren Freunden rauchten die Worte vorüber, sie waren alle wie gebrochen. Eine reine, schuldblose, bis in ihr hohes Alter kindliche Seele war von uns gegangen, dazu ein Geist voll Tieffinn, Weisheit und Güte. Er war anders gewesen als alle andern, die wir kannten. Wovon die andern erbaulich redeten, das stellte er in seiner Person dar. „Das incarnierte Christenthum“ hatte ihn Runo Fischer nicht ohne Grund genannt. Die Gegner spotteten und spotteten noch heute über „den Heiligen des Protestantenvereins“. Ich bekenne offen, daß ich mir die besten Heiligen des Mittelalters nicht anders vorzustellen weiß. Nicht nur

die absolute Selbstlosigkeit, die durch nichts zu erschütternde Güte, die Selbstüberwindung auch gegenüber völlig unberechtigten Zumuthungen machte diesen Eindruck, sondern vor allem das tiefere Leben, das in ihm das wahre Leben war. Er redete auch über Kunst, Politik und persönliche Beziehungen durchaus geistvoll und oft in schlagenden Epigrammen; die Bilder strömten ihm nur so zu, aber am reichsten ergoß sich gerade die Ader, die bei Andern nur tropfenweise zu fließen pflegt: die religiöse Empfindung. Hier war ihm jede Nuance des Seelenlebens geläufig, die ganze Claviatur religiöser Stimmungen beherrschte er, und dabei war nichts Gesteigertes und nichts Verlegenes in seiner Erbaulichkeit. Man sah an der freudigen Sicherheit, mit der er auf religiöse Materien einging, daß das seine eigentliche Heimath war und so hat man ganz richtig beobachtet, daß auch seine öffentlichen Reden, und nicht bloß die Predigten, immer etwas vom Gespräche einer in sich gefehrten Seele mit seinem Gotte und seinem Christus hatten, die für ihn sein ständiger Umgang waren. Das war der Mönch, der in ihm steckte und ihn isolierte, auch wo er als liebenswürdigster Gesellschafter unter den Andern saß. Er befand sich doch stets in geheimer Conversation mit jener unsichtbaren Macht, die für ihn die am deutlichsten empfundene Realität gewesen ist. „Das Räthselhafte“ an Rothe war die Thatfache, daß er mit seinem Geistesleben immer zugleich in einer andern Welt weilte und sich bewußt war, das Uebersinnliche als anwesend zu empfinden. „Man lernt,“ so schreibt er selbst, „die unsichtbare Welt innerlichst sich nahe haben und bekommt eine Fülle von wirklichen Kräften der zukünftigen Welt\*.“ „Auch wenn man nicht mehr weit über das Meer hin zu schauen hat, sondern den jenseitigen Strand ganz in der Nähe vor sich sieht, so ist der Hinausblick darum nicht weniger freudig. Liegt gleich noch ein Nebel auf der Küste, so nahe sie auch ist, so viel schaut man doch hindurch, daß es ein Wunderland ist, das sich hinter den Dünsten birgt, und ein Land, in dem man seinem Gott und seinem Heiland viel näher kommt\*\*.“ „Diese sichtbare Welt, gerade indem man sie immer mehr würdigen lernt, wird einem immer durchsichtiger, und man sieht immer mehr aller Orten eine andere, unvergängliche Welt durch sie hindurchblicken, die sie nur wie ein leichter Schleier vor dem Auge verhüllt. Dann heißt einem auch das Getrenntsein ganz etwas anderes und man weiß kaum, was die Empfindung, die einen erfüllt, eigentlich ist, ob das Gefühl der unsichtbaren Vereinigung oder die hoffnungsfreudige Sehnsucht nach dem Wiedersehen\*\*\*.“ Daß sie auch local ihm nahe sei, war eine Empfindung, die er noch lange

\*) An Louise Gebler, 21. Dezember 1864.

\*\*) An Mänß, 10. August 1864.

\*\*\*) Brief vom 21. Dezember 1864.

nach dem Tode seiner Frau den Verwandten immer wieder aussprach. Mystisch angelegten Naturen konnte diese Seite von Rothe's Wesen eine geradezu abergläubische Verehrung abgewinnen. In Wittenberg ging die Rede, Rothe habe Vorahnungen, die einträfen. Einem seiner treuesten Heidelberger Schüler, der allerdings auch früher schon Stunden des Hellsehens erlebt hatte, erschien Rothe in verklärter Gestalt. Er selbst berichtet darüber: „Nicht an der Stelle, wo Rothe neben mir auf dem Sopha saß, sondern mehrere Fuß davon entfernt, nach rechts hin von mir aus, sah ich Rothe's Gesicht, aber vielmal anders als wie eben noch zuvor, kleiner, runder, voll unsäglichlicher Anmuth wie den allerliebsten kleinen Kinderkopf, aber alles nicht mehr körperlich, materiell, sondern geistig, wie in Duft und Aether gehüllt, in rosigen Farben. Es fehlen mir die Worte, um den wunderbar entzückenden Anblick richtig zu schildern. Es waren deutlich Rothe's Züge, so warm, so tief, so holdselig und doch in einer ganz wesentlichen Veränderung gegen den Augenblick zuvor. Ich schaute hin, ein paar Momente, die ich in Ewigkeit nicht vergessen kann, in unbeschreiblichem Staunen, da war das Gesicht wieder von dem Orte verschwunden. Ich meinte wohl zuerst, es hätte mir vor den Augen geflimmert; ob noch Weiteres gesprochen wurde, weiß ich nicht; ich erinnere mich nur noch deutlich, daß ich mich rasch empfahl, die Treppen hinabeilte und unten auf der Straße erst recht wieder zu mir kam und mich fragte: „Was ist das doch gewesen?“ Ja, was ist das doch gewesen? Am hellen Tage, Vormittags in der Besuchsstunde von 11 bis 12 Uhr? Von jenem Besuche auf mein Zimmer zurückgekehrt, war ich völlig von dem, was ich soeben erlebt hatte, hingenommen. Ströme von Borne und Seligkeit durchflutheten mein Inneres. Als ob Rothe auf seinem Zimmer für mich bete, als ob er mir von dorthier die Geistesmittheilung zusende, so ist es mir dabei zu Muthe gewesen . . . Ich ging durch die Anlagen an Rothe's Wohnung vorüber und da war es mir, als ob etwas wie Feuer aus seinem Fenster herausschlage. Ich machte einen Gang der Bergstraße entlang, da tanzte der verklärte Kinderkopf, den ich gesehen hatte, wohl über eine Stunde lang vor meinen Augen auf und ab und ich konnte mich an dem über alle Maßen entzückenden Anblick nicht satt sehen. Rothe selbst, der einige Monate darauf starb, habe ich nur noch einmal begegnet.“ Wir haben den Visionär selbst reden lassen, um ein Bild von dem Grade der Verehrung zu geben, die Rothe in den jugendlichen Kreisen genoß. Auch später war dieser schwärmerische Verehrer durch niemanden davon zu überzeugen, daß sein Gesicht ein Product heißer Gefühlswallung gewesen sei. In die gleiche Kategorie gehört es wohl, wenn ein Anderer aus Rothe's Mund das Wort vernommen haben will: „Mein innerer Mensch ist fertig.“ Ja selbst der bestimmten Erklärung Rothe's in der Fakultät, diese solle bei der Besetzung von Hundeshagens Stelle gleich auch

die der seinen mit in Erwägung ziehen, schrieben manche den Charakter eines wunderbaren Vorherwissens zu und wollten sie als geheimnißvolle Vorhersagung seines nahen Endes betrachtet wissen. Aber dieser Aberglaube der Jünger war doch nur Folge des Eindrucks, den der Meister auf sie gemacht hatte. Ganz hat sich dem mystischen Zauber dieser Persönlichkeit niemand entzogen. Es war eine eigene Seelenwärme, die von ihm ausstrahlte und wenn man darüber nachdachte, worin eigentlich Rothe's Wirkung auf das eigene Herz bestehe, so konnte man nur sich selbst antworten: „Ich möchte gut werden, ich möchte sein wie er.“ Daß wahre, ungemachte und ungefärbte Frömmigkeit etwas Schönes sei, hat er Tausenden zu Bewußtsein gebracht. Auf ihn traf das Wort Goethes zu, daß das letzte Geheimniß der Wirklichkeit die Persönlichkeit sei. Nur die, die einen persönlichen Eindruck seines Wesens erhalten hatten, konnten wissen, was er den Seinen gewesen; für die, die ihn nur aus seinen Schriften kannten, fehlte die Hauptsache und meist verstanden solche Fernstehende nicht, was wir mit unserer Rotheverehrung wollten? Die aber, die ihn kannten, ließen sich auch durch seinen Wunder- und Dämonenglauben und andere Paradoxieen nicht an ihm irre machen. Und nicht anders erging es den Positiven. Mehr als ein Orthodoxer hat mir gesagt, vor Rothe beugen wir uns alle. Das machte, sie hatten einen Gottesbegriff, er hatte einen Gott. Für ihn war der allgegenwärtige Christus eine Realität, nicht ein Dogma. Was sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung, als Schutzwehr gegen die Subjectivität, als verbürgte Lehre der Väter zur Abwehr der Freigeisterei und Willkür vertraten, das glaubte Rothe wirklich. Und weil er daran glaubte, lachte er über die papiernen Wände, mit denen sie ihr Christenthum umgaben, über die ströhernen Halme, mit denen sie es stützen wollten. Das Himmelslicht war ja da; wie thöricht zu glauben, irgend ein David Strauß oder Daniel Schenkel könne es ausblasen! Wahrer Glaube ist allezeit eine seltene Sache gewesen, in Rothe aber verband sich dieser Glaube mit der vollendetsten Bildung der Zeit. Gläubig wie ein Sohn einer andern Epoche, war er doch ein völlig moderner Mensch. Die thatsächliche Versöhnung der modernen Cultur mit dem biblischen Christenthum in dieser Person bildete den Zauber, um dessentwillen uns der Name Richard Rothe an etwas nur einmal Geschautes und Erlebtes erinnert.

Was seine theologische Bedeutung betrifft, so gehört seine Schelling'sche Theosophie heute der Vergangenheit an: „Es war einmal.“ Nicht anders scheint es mit der Rothe'schen Anschauung zu stehn, daß die Kirche ihrer Auflösung im Staate entgegengehe, um fortan dessen religiöse Seite zu sein. Scheinbar hat die Erfahrung der letzten fünfzig Jahre das Gegentheil erwiesen. Die Kirchen haben keines ihrer Attribute an den Staat abgegeben, sondern

sich im Gegentheil als Corporationen wieder gewaltig befestigt. Eine Staatskunst, die sich schon seit Generationen abmüht, aus einer Säure eine Basis zu machen, hat es durch ihre kurzsichtige Gesetzgebung dahin gebracht, daß heute in den meisten Ländern die katholische Kirche Herrin der Bevölkerung und der Staat ihr gegenüber wehrlos ist. Der Weg, vor dem Rothe warnte, hat stets zur Unterdrückung aller Freiheit und schließlich zum Religionskrieg, das heißt in's Elend geführt. Wollen wir ihn weiter gehn? Was wir seit Rothe's Tod erlebt an Wiederaufwachen des Glaubenszanks, an Zunahme des confessionellen Hasses, an Spaltung der Nation nach kirchlichen Interessen, ist die volle Rechtfertigung der Rothe'schen Meinungen. Schließlich wird man doch auf seinen Gedanken zurückkommen müssen, die Pflege des religiösen und sittlichen Lebens dem Staate zuzuweisen und dadurch die Kirchen als Corporationen entbehrlich zu machen. Mit voller Bestimmtheit hat er verlangt, die Religionslehrer sollten durch den Staat erzogen werden und dem Staate verantwortlich sein. Natürlich müßte ein solcher Religionsunterricht auf confessionelle Sonderlehren verzichten, aber die Staatschule ist auch nicht dazu da, um den Kindern die protestantische Lehre, daß der Papst der Antichrist oder die katholische, daß Luther ein Ketzer sei, einzuprägen. Auch daß die Ungläubigen ewig brennen müssen oder daß Anna ihre Tochter Marie jungfräulich empfangen habe, die Erwählung aus freier Gnade ohne alle Werke oder die Heilssicherheit durch den Anschluß an den Bischof und ähnliche „Religion“ sollte der Staat in seinen Schulen nicht vortragen lassen. Die Staatschule kann nur das undogmatische Christenthum pflegen und muß das Dogma dem kirchlichen Unterricht anheim geben. Daß die Eltern es dulden, daß ihren Kindern Vorstellungen beigebracht werden, die sie selbst von sich weisen, ist eine Quelle von Unwahrhaftigkeit, Charakterlosigkeit und der Religionsverachtung, die man schon aus moralischen Gründen verstopfen sollte. Wer dem Widerspruche der Lehrer, solche Dogmen zu lehren, mit dem Vorschlag begegnet, den Religionsunterricht den Pfarrern allein zu übergeben, liefert die Schulen vollends dem Klerus aus, auch würde die sociale Stellung des Klerus eine völlig andere, wenn der Pfarrer in erster Reihe Schullehrer würde und nur nebenbei Prediger bliebe. Nicht das kann die Aufgabe des Staates sein, die kirchliche Herrschaft zu stärken, der Kirche ihre Steuern beizutreiben, sie am Regimente zu betheiligen, sondern ihre Arbeit selbst zu übernehmen und sie dadurch auszuschalten. Auch gereichen die Resultate des seitherigen Systems demselben keineswegs zur Empfehlung. Daß Unbotmäßigkeit, Rohheit, Verbrechen im Zunehmen sind, wird von keiner Seite bestritten, ein System aber fortzusetzen, das das Uebel vermehrt hat, das man bekämpfen will, ist sicher unweise. Die Furcht vor der Socialdemokratie ist der Schlüssel zu unserer ganzen Cultuspolitik, aber Angst ist keine Staatsweisheit. Zumal in katho-

liſchen Ländern begeht der Staat einfach Selbſtmord, wenn er eine klerikale Erziehung des Volks nicht nur zuläßt, ſondern direct und indirect erzwingt. Wüßten wir es nicht aus der Geſchichte, ſo hätten uns die Erfahrungen der letzten Jahre lehren müſſen, daß die Hierarchie beider Kirchen keine Ruhe giebt ſo lang noch ein Gewiſſen frei athmet, daß ſie die Achtung und das Wohlwollen unter den Menſchen grundſätzlich untergräbt, die Herzen der Menſchen gegen einander vergiftet, die Humanität erſetzt durch den Parteigeiſt. Mehr als je erinnert die heutige Lage der deutſchen Nation daran, wie gut Rothe es mit ihr meinte, als er den Staat zum Erben einſetzte aller der Pflichten und Rechte, die die Kirchen an ſich geriffen haben, damit der Krieg der Kirchen um die Macht aufhöre, der ſeit Jahrhunderten das Unglück der Welt iſt. Freiwillig wird keine der kirchlichen Parteien ihren Antheil an der Gewalt aufgeben. Der Staat wird ſelbſt, wie Rothe das in allen ſeinen öffentlichen Reden verlangte, die Bildung der Lehrer für den Religionsunterricht an ſich nehmen müſſen, der dann aber kein confeſſioneller ſein kann. Indem der Staat Gottesfurcht und Sitte in ſeine Pflanze nimmt, wird die Schule an Würde und Weihe gewinnen und der Radicalismus der Lehrer ausſterben. Sind dem Sektengeiſte durch die Schule und ihren Unterricht die Wurzeln abgegraben, dann wird eine Generation entſtehen, die die confeſſionelle Streitart begräbt und die, in Frieden und Freiheit erzogen, frömmere, duldsamer und beſſer werden wird als wir es waren und werden konnten. Für nahe halten auch wir dieſe Zeit nicht. Die Gewaltſamkeit der Parteikämpfe von heute kann nur mit neuer Gewaltherrschaft enden und dieſe wird nach alter Ueberlieferung ſich wieder auf die Hierarchie zu ſtützen ſuchen, aber daß noch Kämpfe bevorſtehen, ſoll uns nicht abhalten an den Frieden zu glauben. Wir freilich werden die von Rothe geſchaute Zeit nicht erleben, wie er ſie nicht erlebte, aber kommen wird ſie. Das war Rothe's Ueberzeugung; es iſt auch die unſere.

Blicken wir zum Schluſſe nochmals zurück auf dieſes ſchlichte und doch ſo reiche Leben, ſo erſcheint uns Rothe's Entwicklung als in hohem Maße typiſch. Durch ähnliche Erfahrungen ſind viele der Männer hindurchgegangen, die durch die religiöſe Anregung der Romantik in den Kirchendienſt geführt wurden. In ſo fern iſt Rothe ein Typus der Frömmigkeit des neunzehnten Jahrhunderts. Der Knabe tritt in den großen Kampf der Geiſter ein in einer Zeit, in der die Begeiſterung für den kühlen Claſſicismus bereits dem romantiſchen Zug zum Chriſtlich Germaniſchen zu weichen anfängt und die Aufklärung trivial geworden iſt, nachdem es nichts mehr aufzuklären giebt. Tieck, Waſſenroder, Friedrich Schlegel begleiten mit ihren Schriften die Entwicklung des Schülers, der ſich durch ſie belehren läßt, daß Veſſing, Herder, Schiller ein überwundener Standpunkt ſeien. Der, der vor allem ihn be-

stimmt, sein Leben dem Dienste des Erlösers zu widmen, ist Hardenberg, auf dessen Lieder: „wenn alle untren werden“, „was wär' ich ohne dich gewesen“, der Grundton seines eigenen Innern gestimmt ist. Das war die leise Melodie, die den Knaben und Jüngling allüberall begleitete. Der Rationalismus erscheint ihm in dieser Stimmung als Mißklang, als Taubheit für die himmlische Musik, als geistige Beschränktheit. Hegels Versuch, das Christenthum speculativ zu begreifen, zieht ihn eine Weile an, aber die Kunst der Daub'schen Theologie, Hegel zu verbibeln und die Bibel zu verhegeln widerstreben seinem bessern Schriftverständniß und seinem Wahrheitsfinn. So fühlt er sich noch am meisten vom Pietismus befriedigt, der alles in Empfindungsleben auflöst. Aber auch hier kommt ihm das Gefühl, daß ihm das neue Gewand nicht passe, daß sein geistiges Leben verkümmere, statt sich zu entfalten, daß er nicht der Wahrheit gegenüberstehe, sondern der Phrase. Bunsen und Rom erlösen ihn aus diesem Conflict. Bunsen zeigt ihm, daß christliche Frömmigkeit sich nicht in die Rede- und Denkweise einer vergangenen Zeit zurückzuschrauben brauche, sondern daß sie weit aufrichtiger, natürlicher und darum kräftiger in den Formen, Begriffen und der Sprache der eigenen Gegenwart zum Ausdruck komme und daß es Thorheit sei, mit den Romantikern die Zukunft der Nation in der Vergangenheit zu suchen. Rom aber lehrte ihn, daß der menschliche Geist auch außerhalb des Kirchenthums unvergänglich Großes geschaffen habe, und daß Gott sich nicht in den engen Schranken der Kirche allein offenbare, sondern in der gesammten Weltgeschichte. Aus den Denkmälern der alten Welt und dem glänzenden Mittelpunkte der neuen Cultur im Palazzo Caffarelli sieht der zum Manne Gereifte sich in die Engigkeit einer preussischen Garnisonsstadt, einer pietistischen Familie, eines orthodox geleiteten Predigerseminars versetzt und „hat zu fauen“ an den aparten Lebensformen, die hier für christlich gelten, ihm aber als geschmacklose Manier erscheinen. Er klagt über die Einschnürung seines ganzen Lebens durch die fromme Tyrannei seiner Umgebung und läßt sich nach Heidelberg berufen, weil er dieser „Einschnürung“ überdrüssig ist und von der aufgehenden Sonne des pietistischen Kronprinzen nur Unheil erwartet für Kirche und Staat. Seine neue Existenz im Kreise ernster und hochgebildeter Kollegen der pfälzischen Hochschule würde ihm kaum einen Wunsch übrig gelassen haben, hätte er nicht aus der Wittenberger pietistischen Zeit eine Kette nachgeschleift in seiner Ehe, zu der ihm weniger eigener Wunsch und Entschluß verholfen hatte als seine völlige Unfähigkeit sich zu wehren, die ihn noch oft in falsche Situationen hineinführen sollte. Für lange Jahre auf sich selbst zurückgewiesen, spinnt er in einsamer Ecke mit dem Kunsttriebe einer Spinne aus sich selbst heraus das vielmaschige System seiner Ethik, das Himmel und Erde umfaßt. Aprioristische Hegel'sche Speculation, ausgebreitete Kunde der Er-

gebniſſe der Naturforſchung, das univerſale Intereſſe des Romantikers für die Litteratur aller Völker, frommer Bibelglaube und phantaſtiſche Myſtik reichen ſich hier die Hand, und er ſelbſt geſteht, wenn er einen Blick in ſein Inneres werfe, ſo entdeckte er in ſich einen Knäuel von Widerſprüchen, die er denkend ausgleichen möchte. Seinem religiöſen Sinne entſprach der Wunſch, ſich mit der Kirche in Frieden zu vertragen, obgleich er in ihr nur noch ein Proviſorium ſah, bis der Staat ihre Functionen würde übernommen haben. Da nöthigte ihn die brutalſte Reaction, die das proteſtantiſche Deutſchland neuerdings erlebt hat, ſich gegen eine Kirche zu wenden, die die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts zwingen wollte, ſich zu den Bekenntniſſen des vierten und ſechzehnten Säculums zu bekennen, das heißt einen Glauben zu heucheln, den ſie nicht hatten, noch haben konnten. In dieſem Kampfe wurde er auch theoretisch radicaler, ſo daß der Mann der maſſiven religiöſen Begriffe als Verbündeter der theologischen Aufklärer erſcheint, denen er in ſeiner Jugend voll Geringschätzung den Rücken gewendet hatte. Im Kampfe mit ſeinen früheren Parteigenoſſen wurde er bald auch inne, daß es anders mit deren innerem Gehalt beſtellt ſei, als er vordem geträumt hatte. Die Erkenntniß tagte ihm, daß ein Chriſtenthum wie dieſes keine Wohlthat für die Welt ſei, ſondern eine Plage. An Stelle der früheren Voreingenommenheit für die chriſtlichen Kreiſe iſt eine ſehr entgegengeſetzte Stimmung getreten und er freut ſich, „wenn Gott ihn dazu brauchen kann, die trüben Waſſer, die gern das lautere Chriſtenthum vorſtellen möchten, aufrühren zu helfen, daß die Grundſuppe an den Tag kommt“. Gegen den Willen ſeiner Eltern hatte er es einſt durchgeſetzt, Geiſtlicher zu werden. Aber ſchon in Breslau, in Rom und wieder in Bonn kommt ihm das Gefühl, daß jener Entſchluß ein falſcher geweſen. Er war nach ſeiner Natur für das religiöſe Innenleben beſtimmt, nicht für die kirchliche Praxis. Wir erfahren es häufig, daß diejenigen im Kirchendienſte ſich nicht wohl fühlen, deren religiöſe Ader nicht ſtark genug pulſiert, um damit ein ganzes Leben zu füllen. Aber auch wahrhaft religiöſe Naturen können leiden unter den mechanischen und äußerlichen Forderungen des kirchlichen Gewohnheitsdienſtes und das war Rothe's Fall. Seine reiche und für Andere ſo erbauende Natur wirkte trotz dieſer äußern und innern Hemmungen viel Gutes und hat manchen auf frommen Wegen erhalten, aber glücklich iſt er ſelbſt nicht geweſen und Todesſehnſucht war ſchon ſeit der Bonner Zeit die Grundſtimmung ſeines ſchuldloſen Lebens. Dieſe ſelbe Entwicklung haben ſeit Schleiermacher noch zahlreiche andere Träger der romantiſchen Epoche der deutſchen Kirche durchlebt und gar mancher, der noch übrig iſt aus dieſer Zeit, wird ſprechen, wenn er die Geſchichte Rothe's überdenkt: *mutato nomine de te fabula narratur*.